

Über die Autoren:

Alexander Horn, geboren 1973 in Bad Tölz, ist einer der bekanntesten deutschen Fallanalytiker. Seit 1998 leitet er die Dienststelle für Operative Fallanalyse (OFA) der bayerischen Polizei.

Joachim Käppner, geboren 1961 in Bonn, ist Redakteur im Ressort Innenpolitik der *Süddeutschen Zeitung*.

ALEXANDER HORN
MIT JOACHIM KÄPPNER

DIE LOGIK DER TAT

**Ein Profiler auf der Spur
von Mördern und Serientätern**

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe September 2016

Knaur Taschenbuch

© 2016 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Christian Kaufmann

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-78660-4

5 4 3 2 1

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	9
1. DIE AUFGABE DES BERATERS	15
Was wir tun: Unterstützung unter Stress • No Monsters here: Tod in Galway	
2. WAS IST EINE FALLANALYSE?	27
Definitionen: Profiler und Fallanalytiker • Ein Verbrechen wird seziert • Aussagen zur menschlichen Seele: Fallanalyse und Wissenschaft • Gleiche unter Gleichen: das Team der OFA und die »Qualitätsstandards«	
3. WIE FUNKTIONIERT DIE FALLANALYSE?	52
Tatort, Täter und Opfer • Modus Operandi und Hand- schrift • Rechtsmedizin, Opfer, Spuren: die Informations- quellen • Zur falschen Zeit am falschen Ort: Mord in Wei- den • Ockhams Rasiermesser: Beginn der Analyse • Den Kreis enger ziehen: das Täterprofil	
4. WANN KOMMEN WIR ALS BERATER ZUM EINSATZ?	76
»Alles wird immer schlimmer«: Mythen des Verbre-	

chens • Warum musste Vanessa sterben? • Der Mann ohne Gefühle: Überfall im Wald • Jäger und Gejagte: Fallkonstellationen • Tatort Gewerbegebiet: der reisende Vergewaltiger • Machtgefühle: Serienmörder

5. VERGLEICHENDE FALLANALYSE: DIE SUCHE NACH DEM MASKENMANN 98

»Ihr habt das nur geträumt«: das nächtliche Phantom • Unsere Analyse: drei Morde, ein Täter • Präsentation bei der Soko Dennis: das Szenario des schlimmsten Falles • Nicky Verstappen, Jonathan Coulom: der Verdacht

6. PROFILER ALS BERATER: VON HOHEN ERWARTUNGSHALTUNGEN UND REALISTISCHEN ANGEBOTEN 112

Wie die Fallanalyse helfen kann – und wie nicht • Motiv unbekannt: Mord in Sendling • Jung nach Jahren, alt im Herzen: der Bombenbauer aus Niederbayern

7. SAMMELN, REKONSTRUIEREN, BEWERTEN: DER FALL MAREIKE 122

Der Gorilla auf dem Spielfeld: Fakten, Wahrnehmungen, Hypothesen • Als sei sie eben aus dem Haus gegangen: Mareike G. • »Ich habe keine Leiche, ich habe keinen Tatort«: die Suche • Die Sprache der Spuren: Hypothesen • Ein Freund, nicht mehr jung, mit gestörter Sexualität: unser Täterprofil • Die Bilder im Kopf: Mareikes Mörder

8. DIE GEFÄHRLICHEN FEHLERQUELLEN 144

Immer wieder dieselben Probleme: Wie Entscheidungen fallen • Fallbeispiel 1: Wenn die Polizei blind erscheint – der Yorkshire Ripper • Fallbeispiel 2: die Konsequenzen eines Fahndungsdebakels: Paul Bernardo und Karla Homolka

9. KOMPETENTE BERATUNG: WAS EIN FALLANALYTIKER BEACHTEN MUSS	166
Der Umgang mit Hypothesen • Mangel an Phantasie: Schwierigkeiten bei der Bewertung – die NSU-Fälle • Alternative Ermittlungsstrategien: Der Maskenmann bekommt ein Gesicht • Spur 2849: Fahndungserfolg nach zwanzig Jahren • Fehler mit Nebenwirkungen • Die NSU-Morde und die Medienstrategie	
10. INTUITION ODER ERFAHRUNGSWISSEN?	200
Die Anforderungen an den Berater • Analytisches Denken: Profiling ist keine Zauberei • Zweite Meinungen: der Bus Stop Killer • Eine Frage der Zeit und der Erfahrung	
11. DER UMGANG MIT FRUSTRATIONEN	215
Urlaubsfahrt in den Tod: ungelöste Fälle • Cold Case: der Verdacht • Ein kurioser Fall von Datenschutz • Selbstreflexion: NSU – Was hätten wir anders machen können?	
12. DIE IMMER GESTELLTE FRAGE: VOM UMGANG MIT DER BELASTUNG	223
Belastung von außen • Die Bilder im Kopf: Woran man sich nie gewöhnen wird • Die sicheren Häfen • Bürokratische Hemmnisse • Von Burn-out bis Selbstüberschätzung	
NACHWORT	239
Gedanken über die Täter • Neun Schritte zur besseren Lösung von Problemen	
DANK	245
ANMERKUNGEN	248
LITERATUR	252

VORWORT

Wenn es nach den Medien geht, bin ich ein Monsterjäger. Oder wenigstens ein Profiler. Zumindest sind das die klassischen Begriffe, die mir begegnen, wenn ich Auskunft über meinen Beruf geben soll. Oft werde ich gefragt, warum Serienmörder so genial sind, in welche Abgründe ich jeden Tag blicke und wie ich das bloß ertrage.

Dies ist nur eine kleine Aufzählung der Vorurteile und Klischees, die mit meinem Beruf verbunden sind. Oft stammen diese Vorstellungen aus Krimis und Fernsehthrillern, also aus der fiktionalen Welt, oder aus Büchern von ehemaligen Profilern des amerikanischen Federal Bureau of Investigation (FBI).

Tatsächlich bin ich Polizeilicher Fallanalytiker, ein Berater von Sonderkommissionen der Polizei. Ich unterstütze die ermittelnden Kollegen meistens in Fällen von Sexualmord, Serienmord oder Serienvergewaltigung. In meinem Team rekonstruieren wir die Tatabläufe dieser Fälle, bewerten das Verhalten des Täters und erstellen manchmal ein Täterprofil. Davon will ich in diesem Buch berichten. Ich möchte darüber aufklären, was die Fallanalyse tatsächlich leisten kann und wo ihre Grenzen liegen. Von den Schwierigkeiten, denen die Leiter von Sonderkommissionen bei ihrer anspruchsvollen Tätigkeit

begegnen und welche Probleme sich in komplexen Handlungssituationen immer wieder einstellen. Auch möchte ich einen Einblick in die häufig so mit Vorurteilen besetzte Welt der Täter werfen und zeigen, dass manchmal das so oft mystifizierte Böse auch sehr banal, wenn auch nicht weniger grausam sein kann. Nachdem die Frage nach dem Umgang mit der Belastung immer wieder gestellt wird, versuche ich auch hier einen Einblick in unsere Bewältigungsstrategien zu geben.

Dieses Buch soll also nicht vor allem von mir handeln, sondern von meinem Beruf – von den vielen Dingen, die mich immer noch und immer wieder daran faszinieren. Es begeistert mich die Herausforderung, komplexe Probleme wie ein ungelöstes Verbrechen zu analysieren und an dessen Lösung mitzuwirken. Dabei haben meine Kollegen und ich viel gelernt: Wie der Mensch sich in Extremsituationen verhält und warum er die einen Entscheidungen trifft und nicht die anderen; was das über ihn verrät; auf welches Wissen wir tatsächlich vertrauen können.

Das Interessanteste dabei sind jene Fälle, bei denen erst große Hindernisse zu überwinden sind, bevor sie sich klären lassen. Oftmals im Leben errichten wir, ohne es zu merken, diese Hindernisse selbst. Manche Fehler sind offenbar so tief in uns oder in von uns selbst geschaffenen Systemen verankert, dass sie sich regelmäßig wiederholen – vor allem dann, wenn der Stress, und damit auch die Anfälligkeit für Irrtümer, besonders groß ist. Das ist bei der Polizei nicht anders als sonst im Leben auch; es kann allerdings gravierende Folgen haben, etwa wenn Ermittlungen in die falsche Richtungen gehen und ein Mörder nicht gefasst wird.

Ich habe lange mit mir gerungen, ob ich dieses Buch tatsächlich schreiben soll. Nach der Anfrage des Verlags war meine instinktive Reaktion Ablehnung. Es gibt schon genügend Bücher von Profilern und über sie. Höflicherweise nahm

ich 2012 dennoch die Einladung des Droemer Verlags zu einem unverbindlichen Gespräch an. Um es mir einfach zu machen, schrieb ich als Vorbereitung des Treffens eine Liste der Aspekte auf, die meiner Meinung nach in einem Buch über Fallanalyse beleuchtet werden sollten. Ich war mir völlig sicher, dass dies nicht den Vorstellungen des Verlags entsprechen würde, da es andere Seiten waren als jene, die bisher in den typischen Profiler-Büchern zu finden waren. Ich wollte ein Buch schreiben, bei dem die Erklärung der Fallanalyse im Vordergrund steht, und keine bloße Schilderung herausragender Fälle. Zu meiner völligen Überraschung verlief dieses Treffen ganz anders. Sehr schnell hatten wir eine gemeinsame Gesprächsbasis, und die Ideen, die ich skizziert hatte, schienen sich mit den Vorstellungen des Verlags zu decken.

Dennoch sollte es noch über ein Jahr dauern, bis ich mich entschloss, dieses Buch wirklich zu schreiben. Ich hatte Sorge. Sorge, dass es nicht gut werden würde; Sorge, dass ich zu wenig zu sagen hätte; Sorge, wie meine Kollegen in der Ermittlung darauf reagieren würden. Viele hatten ja schon lange erwartet, dass ich endlich auch »mein« Buch schreiben würde. Würden mir die Kollegen anschließend anders begegnen? Beladen mit solchen Befürchtungen führte ich, ganz der ausgebildete Analytiker, eine Reihe von Gesprächen mit Menschen, deren Meinung mir besonders wichtig ist. Ich wollte mich von meinen Sorgen lösen und die Entscheidung auf eine objektive Basis stellen. Ich erhob die Einschätzung von Menschen mit unterschiedlichen Wissens- und Erfahrungshintergründen und wurde von allen Seiten bestärkt, meine Erfahrungen der letzten eineinhalb Dekaden niederzulegen.

Ganz besonders beeindruckt hat mich der Satz eines Freundes. Er sagte mir, dass »man ein Buch schreiben muss, um eine Sache tatsächlich zu durchdringen«. Und er behielt recht. Ich war überrascht, wie schnell ich diese Gedanken präsent hatte.

Jahrelang waren es nur lockere Ideen, und nun wurden sie endlich geordnet, reflektiert und gewannen so an Schärfe und Präzision. Manche Aspekte meiner Arbeit wurden mir erst jetzt in ihrer ganzen Bedeutung bewusst. Diese Klarheit der Dinge hätte sich nicht eingestellt, wäre ich nicht verpflichtet gewesen, sie zu erklären und niederzuschreiben. Ich habe beim Schreiben sehr viel gelernt, über mich und die Dinge, mit denen ich mich beschäftige.

Manche Fälle, die ich hier schildere, sind wenig oder gar nicht bekannt. Andere hingegen, zum Beispiel die Suche nach einem sadistischen Sexualmörder in der Nähe von München, nach dem sogenannten Maskenmann in Norddeutschland oder nach den Mördern von neun ausländischen Geschäftsleuten (den Opfern der NSU-Terroristen), haben die Öffentlichkeit so in Bann gehalten, dass in Medien und Büchern bereits ausführlich darüber berichtet wurde. Meine Dienststelle, die OFA Bayern, hat in diesen und einigen anderen großen Fällen die Ermittler beraten. Der Sexualmörder als Phänomen wird auch beschrieben im Buch meines BKA-Kollegen Harald Dern über *Profile sexueller Gewalttäter*, die Fallanalyse bei den NSU-Morden in *Die Zelle* von Christian Fuchs und John Goetz und in *Profiler* meines Koautoren Joachim Käppner von der *Süddeutschen Zeitung*. Letzterer hat sich auch mit dem Maskenmann befasst, wie das auch mehrfach *Spiegel TV* getan hat oder Nadja Malak in dem Buch *Auf freiem Fuß*, das 2007 erschien, als einige der Taten noch ungeklärt waren. Alle diese Autoren haben neben vielen anderen Ermittlern auch die OFA Bayern befragt.

Mir geht es nicht darum, all die Details oder Kontroversen noch einmal zu referieren. Ich will die Taten aus unserer Warte schildern, als Herausforderungen für uns Fallanalytiker und unsere Methodik, als Fälle, in denen wir an unsere Grenzen gingen und bisweilen auch an Grenzen stießen.¹

Dieses Buch soll keinen Endpunkt darstellen. Vielmehr soll es eine Zwischenbilanz sein. Seit 17 Jahren berate ich die Leiter von Sonderkommissionen der Polizei und Staatsanwälte bei ihren Ermittlungen. Bei diesen Beratungen habe ich gelernt, welche Schwierigkeiten komplexe Situationen denjenigen bereiten, die zumeist unter Druck gefordert sind, die richtige Entscheidung zu treffen. Meine Aufgabe ist es, sie dabei zu unterstützen.

Dieses Buch wäre ohne mein Team der Operativen Fallanalyse (OFA) Bayern beim Polizeipräsidium München niemals möglich gewesen. Die erfolgreich verlaufenden Beratungen sind immer eine Teamleistung, nie die eines Einzelnen. Meinen Dank und meine Wertschätzung möchte ich auch den vielen Ermittlern und Leitern von Sonderkommissionen aussprechen, die ich begleitet habe. Die Ermittlung des Täters ist deren Verdienst, wir beraten sie bei dieser schwierigen Aufgabe. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

1 DIE AUFGABE DES BERATERS

WAS WIR TUN: UNTERSTÜTZUNG UNTER STRESS

Galway, Irland: Der Fußweg entlang der Bahngleise ist bei Nacht ein unheimlicher Ort. Die Straßenlaternen werfen nur ein schummriges Licht; links sind die Schienen, rechts verläuft ein kleines Mäuerchen, dahinter ist ein Dickicht, das steil nach unten abfällt. Wer bei Dunkelheit hier entlanggeht, kann kaum erkennen, was sich dort verbirgt. Irgendwo hier muss der Mann gewartet haben, der Manuela R. an einem Sonntag nachts missbraucht und ermordet hat.

Jetzt, einige Tage später, ist es hell. Mein Kollege Klaus Wiest und ich gehen mit Derek und Neil, unseren irischen Kollegen, den Weg entlang. The Line heißt er schlicht; über viele Kilometer verläuft er längs der Bahnlinie und wird als Abkürzung zwischen dem Zentrum von Galway und dem Stadtteil Renmote genutzt. Nicht wenige Nachtschwärmer nutzen ihn am Wochenende, um nach der Disco oder dem Treffen im Pub schneller heimzukommen. Es gibt Eltern, die ihre Kinder davor warnen: Gelegentlich hat es hier Raubüberfälle gegeben. Auf diesem Weg ist Manuela, eine 17-jährige Austauschschülerin aus der Schweiz, in jener Nacht gegangen, allein. Am Dienstag fanden Spaziergänger ihre entstellte Leiche unten in den Büschen jenseits der Mauer.

Die hiesige Polizei, die Garda, hat uns um Unterstützung gebeten.

So wie in Galway im Jahr 2007 sehen die Situationen aus, in denen wir ins Spiel kommen: die OFA Bayern, das Kommissariat für Operative Fallanalyse, das ich seit 17 Jahren leite.

Auf dem langen Wegstück, weit weg von allen Häusern, fällt uns eine Stelle auf, ein Trampelpfad nur, der von unten steil heraufführt zur Line. Das Gestrüpp ist sonst zu dicht, um sich darin zu bewegen. Hier also könnte der Täter dem Opfer aufgelauert haben.

Nun gibt es zwei Möglichkeiten. Er hat sich den Abend über in der Hoffnung auf ein Opfer an der Stelle versteckt, wo der Pfad auf den Fußweg trifft. Für wahrscheinlicher halten wir es, dass der Täter Manuela am Rande der City gesehen hat, als sie gerade zu Fuß in die Line abbog. Er wusste, dass sie den Weg allein langgehen würde. Wenn er sich auskannte, ist er ihr unterhalb der Böschung auf dem unbefestigten Parallelweg gefolgt, auf dem tagsüber oft Hundebesitzer mit ihren Tieren unterwegs sind, und von dort den Trampelpfad zur Line hinaufgestiegen. Oben konnte er ihr, falls er schnell genug war, den Weg abschneiden.

Wir gehen davon aus, dass der Unbekannte genau dies getan, sein Opfer dann überwältigt und hinunter in die Finsternis der Büsche und des Gestrüpps gezerzt hat. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass nachts hier jemand entlanggeht, und von oben, vom Fußweg, sieht man nichts in der Dunkelheit. Das spricht sehr dafür, dass der Mord nicht an der Line selbst geschah. Dort hätten ja vielleicht noch Radfahrer oder Kneipengänger auf dem Nachhauseweg vorbeikommen können. Sollte unsere Hypothese zutreffen, dann haben wir für Derek und Neil eine überraschende Neuigkeit. Viele in Galway sind der festen Ansicht: Ein Mensch, der so eine brutale Tat begeht, kann eigentlich nicht aus unserer Mitte stammen, nicht

aus unserer kleinen, friedlichen Stadt. Aber genau das nehmen wir jetzt an: Dieser Mörder war nicht der große Fremde. Er lebt wahrscheinlich hier in Galway.

Es gibt im Leben Situationen, in denen man eine schwere Entscheidung treffen muss. Je größer deren Tragweite ist, desto schwerer fällt sie. Eine Sonderkommission der Kriminalpolizei wie jene in Galway kann schnell an den Punkt geraten, wo es ihr nicht anders geht: Sie muss sich entscheiden, für oder gegen eine Ermittlungsrichtung, für oder gegen eine Theorie. Sie kann ihre Kräfte natürlich auch aufteilen, aber das hat seine Grenzen. Selbst wenn der Soko viel Personal zur Verfügung steht, kann sie nicht in alle Richtungen gleichzeitig mit voller Kraft ermitteln. Sie muss Prioritäten setzen, sich entscheiden. So wie unsere irischen Kollegen in Galway: Sollen sie den Sexualmörder in ihrer Stadt suchen? Oder gehen sie davon aus, dass er ein reisender Täter war? Beides sind sehr aufwendige, aber auch sehr unterschiedliche Ermittlungen.

Wir werden gerufen von Menschen in Ausnahmesituationen, von Kollegen, die vor solch schwierigen Entscheidungen stehen. Mein Beruf als Polizeilicher Fallanalytiker ist es, sie als Berater zu unterstützen. In der Regel sind es Leiter von Sonderkommissionen der Kriminalpolizei. Sie tragen die Verantwortung für die Ermittlung von Sexualmorden, Serienvergewaltigungen oder auch Serienmorden, haben zu entscheiden, auf was und auf wen sich ihre Leute konzentrieren sollen – und auf was oder wen nicht.

Wir bieten ihnen kriminalistisches Hintergrundwissen, vergleichen ihren Fall mit einem der vielen ähnlichen Verbrechen, die wir bearbeitet haben, oder erstellen eine Fallanalyse und ein Täterprofil. In den Medien ist mein Beruf als »Profiler« bekannt. Dieser Begriff greift aber zu kurz, deshalb hören wir ihn eigentlich nicht so gern. Er stammt aus den USA und

beschreibt einen Kriminalbeamten, der das Profil eines unbekannten Verbrechers entwirft. Auch wir erstellen solche Profile und beschreiben darin die Persönlichkeit eines Täters – schätzen unter anderem sein Alter, seine Lebensumstände und seine kriminelle Erfahrung ein. Tatsächlich aber geht die Arbeit eines Fallanalytikers weit darüber hinaus. Unser Job ist es vor allem, ein »vertieftes Fallverständnis« bei den eigentlichen Ermittlern herzustellen, wie wir es nennen. Wir wollen ihnen also helfen, noch besser zu begreifen, was eigentlich am Tatort geschehen ist und was das Verhalten des Täters über diesen verrät.

Eine Sonderkommission, wie jene von Derek und Neil in Galway, steht meist unter massivem Druck – der Medien, der Vorgesetzten, der Politik. Wir beraten Kollegen, die massiv unter Stress stehen. Die Männer und Frauen der Soko müssen Hunderten von Spuren und Hinweisen nachgehen; Angehörige des Opfers rufen an; Reporter drängeln, und Behördenleiter verlangen Ergebnisse. Sie fragen: »Wieso seid ihr noch nicht weiter?« Dazu kommt die berechtigte Sorge, in all der Hektik vielleicht die eine, entscheidende Spur zu übersehen oder falsch einzuordnen.

Genau das passierte 1977 bei einem der bekanntesten Kriminalfälle der deutschen Geschichte: während der Fahndung nach den Entführern von Hanns Martin Schleyer. Ein aufmerksamer Polizist hatte eine verdächtige Wohnung in Erftstadt-Liblar gemeldet. Doch durch eine Panne wurde der einzig richtig Hinweis nicht in das damals neue, revolutionäre Computersystem PIOS aufgenommen und blieb unbeachtet. Ein fatales Versäumnis: Es war die Wohnung, in der die RAF-Terroristen den Arbeitgeberpräsidenten während der ersten Tage versteckt hielten.

Um es noch mal zu verdeutlichen: Die Aufgabe des Beraters ist es nicht, die Ermittlungen zu übernehmen oder zu lei-

ten. Was uns unterscheidet, ist die Häufigkeit, mit der wir uns mit den einschlägigen Delikten beschäftigen, das Hintergrundwissen, welches in unserer speziellen Ausbildung vermittelt wird, und eine besondere, streng methodische Herangehensweise.

Mit einem Sexualmord werden die meisten Kripobeamten glücklicherweise nur sehr selten konfrontiert. Für uns ist ein solches Verbrechen Alltag: Als Zentralstelle für Fallanalysen und Täterprofile sind wir für solche Fälle in ganz Bayern zuständig.

Wir kommen nur dann, wenn man uns ruft. »Ich fordere die OFA ja nicht jeden Tag an«, hat ein befreundeter Soko-Leiter mir einmal gesagt, »sondern bei Fällen, wie ich sie eben nicht jeden Tag habe.« Das ist treffend bemerkt. Die Anzahl der Anfragen an uns hat sich auf circa dreißig bis fünfzig Fälle jährlich eingependelt, die Hälfte davon betreffen Tötungsdelikte. Dies bedeutet, dass unser Kommissariat innerhalb von nur kurzer Zeit viel Erfahrung sammelt, und das ist vielleicht noch wichtiger als psychologische Kenntnisse in den entsprechenden Deliktsfeldern.

Gerade Sexualverbrechen sind oft viel schwerer zu verstehen, als es den Anschein hat, selbst für erfahrene Kollegen der Mordkommissionen. Das ist vor allem dann so, wenn der Täter sich außergewöhnlich verhalten hat. Ungewöhnliche Spuren am Opfer, eine seltsam drapierte Leiche – das sagt viel aus über den Verbrecher. Ein Berufskrimineller möchte nicht auffallen, ein Drogendealer oder ein Auftragsmörder will Spuren so weit wie irgend möglich vermeiden. Er tut nur, was er tun muss, um sein Ziel zu erreichen. Bei Sexualstraftaten ist dies oft anders; und mit solchen Verbrechen beschäftigen wir uns hauptsächlich.

Beispielsweise wissen wir aus Erfahrung, wie leicht Ermittlungen durch die Fixierung auf besonders grausame Elemente

der Tat auf die falsche Spur geraten können. Wir sprechen dann davon, dass ein solcher Aspekt alle anderen »überstrahlt«. Das wird rasch zum Problem, wenn dadurch ein verzerrtes Bild der Tat entsteht und die Polizei sogar in der falschen Richtung sucht. In Wahrheit verbergen ganz andere Verhaltensmuster des Täters den Schlüssel dazu, ihn aufzuspüren.

NO MONSTERS HERE: TOD IN GALWAY

Manuela R. war nur knapp eine Woche vor unserer Ankunft in Irland ermordet worden. Galway ist eine Touristenhochburg und Studentenstadt am Meer, ein hübscher Ort, in dem schwere Gewaltdelikte die Ausnahme sind. Umso größer war der Schock, als Spaziergänger an einem Dienstagmorgen um halb zehn die Leiche der jungen Frau fanden. Sie war auf Sprachferien bei einer irischen Gastfamilie und erst wenige Tage zuvor in Galway angekommen. Sonntagabend hatte sie einen Pub im historischen Zentrum besucht, danach wurde sie nicht mehr gesehen. Wie der Familienvater später vor Gericht aussagte, hatte er die junge Frau noch davor gewarnt, nachts allein den Weg bei den Bahngleisen zu nehmen.

Manuela R. war ganz offensichtlich Opfer eines Sexualmörders geworden. Die Tote war teilweise entkleidet, der Täter hatte ihren Körper mit einem Messer verletzt und ihre Genitalien verstümmelt. Angesichts eines solch verstörenden Verbrechens nannte die irische Presse den Mörder schnell »das Monster« oder den »Galway Ripper«, in Anlehnung an den legendären Serienmörder Jack the Ripper, der Ende des 19. Jahrhunderts in London auf grausame Weise mehrere Frauen erstochen hatte.

Klaus Wiest und ich landeten spätabends auf dem kleinen Flughafen von Galway und wurden von Derek und Neil, den dortigen Ermittlern, empfangen. Schon auf dem Weg zum Hotel erläuterten uns die Kollegen, die beide große Erfahrung mit Tötungsdelikten in ihrem Land hatten, den Stand der Dinge. Wir kannten uns bereits, hatten aber alle nicht damit gerechnet, uns so bald wiederzusehen. Derek und Neil prüften zu diesem Zeitpunkt für die irische Polizei die Einsatzmöglichkeiten des Profiling, sie hatten daher schon die Fallanalyseeinheiten in England und beim FBI besucht. Vor wenigen Monaten waren sie auch bei uns in München gewesen. Und nun hatten wir statt der Theorie einen echten Fall.

Derek und Neil standen unserer Arbeit sehr offen gegenüber, weshalb sie uns auch offiziell um Unterstützung gebeten hatten. Denn ihnen war sofort klar, dass dieser Mord eine eindeutige sexuelle Komponente besaß, die Tat also denjenigen entsprach, die sie bei uns studiert hatten. Nach der Ankunft im Hotel erzählten sie weiter, und wir beneideten sie nicht: In der Bevölkerung herrschte große Verunsicherung, vor allem unter den Studenten; die Ermittler standen unter hohem Druck. Deshalb erwarteten sie von uns keine komplexen Theorien, keine Grundsatzvorträge, sondern schnelle und brauchbare Hinweise für die Suche nach dem Mann, der die Schweizer Schülerin so grausam getötet hatte.

Am nächsten Morgen bezogen wir einen Arbeitsraum im Polizeigebäude, voller Akten, Fotos und Unterlagen. Schon in den ersten Gesprächen mit Derek und Neil wurde uns etwas deutlich: Die Brutalität des Mordes überstrahlte alles andere. Die Vorstellung, die man sich in Galway von jemandem machte, der so etwas Furchtbares getan hatte, überraschte Klaus und mich nicht. Im Gegenteil, sie entsprach genau dem Stereotyp, wie wir es nicht selten vorfinden, wenn wir als Berater gerufen werden: Der Täter, so glauben die Einheimischen,

muss ein Fremder sein, einer von weit außerhalb, vermutlich sogar ein Ausländer, denn jemand von hier tut so etwas Furchtbares doch nicht. Dieses Denkmuster wird bei uns Fallanalytikern als das »No Monsters here«-Phänomen bezeichnet.

Psychologisch ist das durchaus verständlich. Selbst manche Polizisten können nur schwer verstehen, dass ein Mann ganz normal wirken und sogar ein fürsorglicher Vater für seine Kinder sein kann, auf der anderen Seite aber extreme Verbrechen begeht. In der Praxis finden wir diese Konstellation jedoch immer wieder. Sie erklärt die Fassungslosigkeit der Nachbarn, wenn ein Kindermörder kein auswärtiger Psychopath ist, dessen Tat wie ein Unwetter über die vertraute Umgebung hereinbricht, sondern der nette Herr X aus dem Reihenhaus drei Straßen weiter. »Das hätten wir dem nie zugeutraut«, erzählen Nachbarn und Bekannte später den Reportern.

Vielleicht ist die anfängliche Abwehrhaltung sogar eines der ältesten Denkmuster der Menschheit. Doch die Idee vom Fremden als Ursache des Bösen ist ein klassisches Stereotyp und falsch, jedenfalls sehr häufig. Das Wort Xenophobie bedeutet ja ursprünglich viel mehr als politisch motivierter Hass auf Ausländer, wie wir es heute meist definieren. Es setzt sich zusammen aus den altgriechischen Wörtern für den Fremden und die Furcht. Die Vorstellung ist leichter zu ertragen, dass das Böse von außen hereinbricht. Vielleicht ist es eine Art Schutzmechanismus, dass der Mensch die Abgründe der Seele nicht in jenen sehen möchte, mit denen er täglich zusammenlebt.

Wenn jedoch die Polizei in solchen Kategorien zu denken beginnt, dann hat sie ein Problem: Sehr leicht kann sie in die falsche Richtung ermitteln. Sie macht sich nicht nur ein unzutreffendes Bild von der Person des Täters, sie sucht ihn auch

am falschen Ort. Bei der großen Masse der Männer, die schwere sexuelle Gewaltdelikte begehen, handelt es sich nämlich um »regionale Täter«, wie es bei uns heißt, also um solche, die unweit des Opfers oder des Tatorts leben. Es sind also keine unheimlichen Fremden. 2004 haben die Fallanalytiker des BKA in einer aufwendigen Studie unter anderem herausgefunden, dass 62 Prozent der Vergewaltiger und der Sexualmörder »aus dem geographischen Nahraum des Opfers stammten«.¹ Dieser umfasste dabei fünf Kilometer. In diesem Bereich hatten sie einen direkten Bezugspunkt, sei es der eigene Wohnort oder derjenige der Familie oder die Arbeitsstelle. Selbst bei amerikanischen Serienmördern ist das meist nicht anders. Hier zeichnen, auch und gerade in den USA, reißerische »True Crime«-Autoren sehr gern das alte Klischeebild von reisenden Serienmördern, so wie die Bestsellerautorin Ann Rule: »Sie sind immer in Bewegung. Sie können die ganze Nacht lang fahren. Sie suchen immer nach einem Zufallsoffer. Sie sind eine neue Brut von Verbrechern.«

In den 1980er Jahren hatten die FBI-Beamten John Douglas und Robert Ressler, zwei Pioniere des Profiling, erstmals systematisch inhaftierte Sexualmörder interviewt – freilich eine Auswahl der krassesten Fälle. Die Special Agents wollten herausfinden, ob es bestimmte Typen und Kategorien solcher Täter gibt. Doch war die Stichprobe mit 36 Personen viel zu klein, und zufälligerweise waren tatsächlich nicht wenige der Befragten weit durch die USA gereist, aus den verschiedensten Gründen. Manche waren auf der Flucht vor der Polizei, andere wechselten häufig die Jobs. Douglas und Ressler verführte die auffallende Mobilität der Befragten zu dem Irrtum, dass dies typisch für Serienverbrecher sei. Diese bewegten sich sozusagen in der mobilen Gesellschaft der USA wie Raubfische im Wasser. Die Studie ist längst widerlegt: In Wirklichkeit sind selbst in den Vereinigten Staaten immer noch knapp 75 Pro-

zent der Serienmörder regionale Täter und begehen ihre Verbrechen zumindest innerhalb ihres Bundesstaates.²

Insofern überraschte uns die Einschätzung in Galway nicht, dass der »Ripper« gerade wegen seiner Grausamkeit gegen ein 17-jähriges Mädchen eigentlich nicht aus der näheren Umgebung stammen könne. Die Folgen einer solchen Festlegung können verheerend sein: Die Sonderkommission verschwendet Zeit, Mittel und Personal, weil sie sich früh auf eine Theorie fixiert. Genau hier beginnt die Aufgabe des Beraters. Es geht darum, den Blick des Ermittlers zu weiten, Denkmuster in Frage zu stellen und Vorurteile abzubauen.

Klaus Wiest und ich wussten nun aus Erfahrung, wie wir helfen konnten. Wir befassten uns nicht in erster Linie mit der Verstümmelung des Opfers, sondern behandelten diesen Fall so wie jeden anderen Sexualmord auch, ließen uns also nicht in den Bann eines seiner schlimmsten Aspekte ziehen. Als Erstes versuchten wir uns ein umfassendes Bild des Tatablaufs zu machen. Wie sich herausstellte, hatte sich Manuela R. in der Nacht spontan entschlossen, jenen Verbindungsweg an der Bahnlinie, der zum Stadtzentrum von Galway führt, entlangzugehen. Der Mörder hatte also nicht wissen können, dass sie zu dieser Zeit dort sein würde. Manuela war aller Wahrscheinlichkeit nach ein zufälliges Opfer, sie befand sich schlichtweg zur falschen Zeit am falschen Ort. Der wiederum eignete sich aus Sicht des Mörders sehr für den Überfall auf eine Frau: einsam, abgelegen, gerade in der Dunkelheit im Dickicht neben dem Weg voller Verstecke und fernab des Überwachungssystems CCTV, dessen Kameras, wie in Großbritannien auch, in manchen größeren irischen Städten omnipräsent sind. Aus diesem Grund gingen wir davon aus, dass es sich um einen lokalen Täter handelte, der sich gut auskannte.

Er hatte außerdem ein feststehendes Messer mitgeführt, was in Irland bereits als Straftat gilt, und dies ließ uns anneh-

men, dass bereits eine latente Tatbereitschaft vorlag. Die Tatsache, dass er also schon mit solch einem Messer losgezogen war, um bei günstiger Gelegenheit eine Frau zu überfallen, erhöhte neben anderen Elementen der Tat die Wahrscheinlichkeit, dass dies nicht das erste Mal gewesen war. Also nahmen wir an, dass der Unbekannte unter Umständen bereits früher durch Angriffe auf Frauen aufgefallen war – und vermutlich ebenfalls durch ein außergewöhnlich hohes Maß an sexueller Gewalt.

In all den Jahren zuvor hatten wir gelernt, dass ein bestimmter Tätertyp zunächst ausprobiert, wie man sich einem Opfer nähert und es überwältigt. Vor Sexualmorden begehen diese Männer daher nicht selten Vergewaltigungen und andere Überfälle auf Frauen. Neil, Derek und ihre Kollegen sahen daher alle angezeigten Vergewaltigungen in und um Galway durch, insbesondere die der letzten Monate. Und sehr schnell stießen sie auf einen Fall, der unser Interesse auf sich zog.

Nur acht Wochen vor dem Mord an der Line hatte ein Mann spätabends auf einem Fußballfeld eine französische Studentin, die nachts allein auf dem Heimweg war, überfallen. Die 21-Jährige war mit Freunden ausgegangen und hatte mit dem Taxi heimfahren wollen, aber keines gefunden. Daher ging sie zu Fuß, und als sie an einer einsamen Stelle bemerkte, dass ihr ein Mann folgte, war es zu spät. Der Täter handelte auffallend aggressiv und gewalttätig, ja in einer Weise, die wir in Ansätzen als sadistisch einstufen: Er schien es zu genießen, seinem Opfer blutende Verletzungen zuzufügen. Genau diese Art von Delikt passte zu dem gesuchten Mörder.

Nun gab es ein überlebendes Opfer, das ihn beschreiben konnte. Nur wenige Tage später nahm die irische Polizei den Vergewaltiger fest. Es war für Klaus Wiest und mich wenig überraschend, dass der DNA-Abgleich den Mann auch als Mörder der 17-jährigen Manuela enttarnte.

Der Täter war kein Fremder, sondern ein Nachbar. Gerald B., 28 Jahre alt, wohnte nur zwei Straßen von der Gastfamilie Manuelas entfernt. Er wies genau das Durchschnittsalter von Sexualmördern auf. Typisch war auch, dass er mehrfach vorbestraft war wegen sexueller Gewalt, Körperverletzung, Einbruch und mancherlei mehr. Schon als Jugendlicher war er in eine Schlägerei verstrickt gewesen, bei der ein junger Mann starb. Die Französin, die B.s Angriff schwer traumatisiert überlebt hatte, sagte vor Gericht, der Mann habe keinerlei menschliche Regung gezeigt und sie hoffe, »dass er nie mehr freigelassen wird – denn er wird es wieder tun«. Der Richter wiederholte diesen Satz fast wörtlich. 2009 verurteilte der Central Criminal Court B. zu lebenslanger Haft. Das Vorurteil vom auswärtigen Monster hatte sich nicht bestätigt.